Feuilleton.

Werner Lohsens Jugend.

Roman von Emil Kaiser.

(Fortsetzung.)

Sie schien das mit Vergnügen zu bemerken. Du bist immer noch der alte gute Kerl, sagte sie. Ich hab' das gern so. Komm' geh' mit nach Hause, hier kann man ja kein vernünftig Wort miteinander reden. Und die Laffen da drüben werden sich schön ärgern.

Aber Siddi, denk doch — machte ihr Vater leise und winkte mit den Augen nach dem Nebentisch hinüber, wo der Kellner soeben einen Eiskübel niedersetzte, aus dem verlockend einige goldene Flaschenhälse hervorschauten.

Heut' hat mich's wirklich müd gemacht, antwortete Sidonie so laut, daß man es auch am Nebentisch verstehen mußte. Die Arabella war aber auch rein des Teufels. Ich muß heim. Aber, Alterle, du laß dich nur nicht stören, Herr Lohsen begleitet mich. Damit erhob sie sich, nahm Werners Arm und wandte sich der Ausgangsthür zu.

Ein Kavallerieoffizier stand auf und kam dem Paare nach. Machen Sie keine so schlechten Witze, Siddi. Sie— und müde! Mit einem leichten Nicken gegen Werner setzte er hinzu: Der Herr schenkt uns vielleicht auch das Vergnügen.

Ich danke, Herr Baron, ein ander Mal. Au revoir! Damit zog Sidonie Werner fort.

Die Taxameterdroschke, die auf Sidoniens Wink sogleich vorgefahren war, brachte die beiden schnell nach der Wohnung der Kunstreiterin. Sie ging Werner voran die Treppe hinauf, öffnete selbst die Korridorthür und führte ihn an der Hand über den dunkeln Flur in ein nur von dem Schein der Straßenlaternen matt erhelltes Zimmer.

Jetzt möcht' ich seh'n, was du für ein Gesicht machst, sagte sie, indem sie das ihrige dem seinen fast bis zur Berührung näherte. Ich wette, du bist wieder roth, es steht dir übrigens famos. Na, jetzt aber — hast du Zündhölzchen?

Bald brannte die Hängelampe, und das Zimmer enthüllte sich als ein recht wohnlicher Salon, wenn auch die Einrichtung deutliche Spuren der Benutzung zeigte.

Weißt du, wir können ja immer nur möblirt wohnen, bei dem ewigen Umherziehen, da darf man's so genau nicht nehmen, sagte Sidonie entschuldigend. Und nun setz dich und unterhalt dich so gut du kannst, ich muß erst mal seh'n, daß ich was für uns zum Essen finde. Mein Mädchen kommt nur tagsüber und die Hausleut' sind schon zu Bett. Ich hab einen Mordshunger.

Werner blieb allein in dem fremden Raum, dessen Luft von dem aufdringlichen Parfüm Sidoniens geschwängert war. Er befand sich in einer seltsamen Stimmung. Auf ein Zusammensein mit der einen Schwester hatte er heute Abend gehofft, und nun fügte es ein wunderlicher Zufall, daß er die Stunden mit der anderen verbrachte. Und doch war er diesem Zufall noch dankbar, denn nachdem er nicht bei Hulda sein konnte, half ihm doch Sidoniens drollige Art über einige langweilige Stunden hinweg. Und es war doch auch eine erfreuliche Ueberraschung, die Jugendgespielin einmal wiederzusehen. Ihr Wesen, das die Zirkusdame keinen Augenblick verleugnete, und doch so kameradschaftlich herzlich war, übte einen eigenen Reiz auf Werner, und — wie er ehrlich genug war, sich selbst zu gestehen— ihre Schönheit. Aber war das nicht erklärlich, da er Künstler war? Und sie war wirklich schön, das mußte er sich noch bestätigen, als Sidonie wieder hereintrat, jetzt nicht mehr im Straßenkostüm, sondern in einem reich mit Spitzen verzierten Negligée, dessen weicher Stoff sich bei jeder Bewegung ihren Gliedern anschmiegte.

Lachend brachte sie auf einer Platte allerlei Reste herbei, und setzte sie auf den Tisch nieder. — Wir haben's hier nicht so fein wie im Restaurant; aber dafür gemüthlicher, sagte sie.

Auch der Wein fehlte, aber verschiedene Liköre fanden sich vor, was Sidonie damit erklärte, daß der „Alte" zuweilen eine kleine Stärkung brauche. Mit kaltem oder heißem Wasser gemischt, kann man das übrigens auch trinken, meinte sie.

Sie setzten sich zu Tisch. Sidonie bekundete einen Hunger, den ihre Beschäftigung erklärlich machte, auch Werner merkte, daß er seit Mittag nichts mehr zu sich genommen hatte, so verschwanden die Reste schnell und mundeten beiden.

Während des Essens tauschten sie nur flüchtige Bemerkungen aus, dann räumte Sidonie rasch die Teller auf einen Nebentisch, bereitete einen kalten Punsch und streckte sich behaglich in einen Sessel. Werner mußte dicht an ihre Seite rücken und ihr die Zigarette anzünden, sie lachte, als er sich als Nichtraucher bekannte.

Wir beide sind so 'n bißchen umgekehrte Welt, bemerkte sie launig, nicht nur wegen des Rauchens. Aber es macht ja nichts, die Hauptsache ist, daß man gut zusammen auskommt, und das haben wir immer gethan. Sie plauderten von ihren gemeinsamen Kindheitserinnerungen. Sidonie erinnerte Werner an sein Ausreißen und an seine kurze artistische Laufbahn. Schade, sagte sie, daß du damals nicht dabei geblieben bist, ich hätte denn doch jetzt etwas Treues um mich. Der gute Karo, der Pudel, ist auch todt.

Die Ideenverbindung ist sehr schmeichelhaft für mich, lächelte Werner.

Wie so? machte Sidonie und sah ihn ernst an. Daß du so treu nicht bist, wie der, das glaube ich schon. Aber ich habe ihn sehr lieb gehabt, wirklich. Sie blickte träumerisch dem Rauche ihrer Zigarette nach. Das ist ein feudales Gefühl, jemand lieb zu haben, aber es gibt so wenige, wo man's kann. Bei dir könnte ich es am Ende.

Werner fühlte sich beunruhigt, um sie abzulenken, fragte er nach ihren äußern Verhältnissen, ob sie mit ihrer Stellung zufrieden sei.

Es geht. Ich bin ja berühmt—und habe eine ganz anständige Gage, tausend Mark im Monat. Und man bekommt ja allerlei geschenkt als Zirkusdame. Es fehlt ja nicht an Verehrern. Aber das sind alles Dummköpfe und Böcke, so wie dieser Baron Brillwitz. Sie betrachtete ihre reich beringte Hand, an der werthvolle Steine funkelten und seufzte komisch. Wenn die dummen Brillanten nicht wären!

Jetzt erhob Werner Einspruch. Sidonie, ich mag das nicht hören, erklärte er gereizt. Wenn du mich nicht auf der Stelle verjagen willst, dann sprich nicht weiter in diesem Ton.

Sie lachte. Bist du aber noch jung. Das Leben ist doch nun einmal so. Aber meinetwegen von was anderem, ich will dich gern noch etwas hier behalten. Du bist also heute Abend erst wieder hier angekommen?

Werner bejahte.

Hast du Hulda schon gesehen?

Ich war da, aber es war niemand zu Hause, sagte er zögernd; dies Thema behagte ihm kaum besser als das eben verlassene.

Das ist doch sonderbar, sie geht doch eigentlich überhaupt nicht mehr aus. Wann warst du denn da.

Es war ziemlich spät, vielleicht schon neun Uhr.

Ach so! —

Der Ton, mit dem die Kunstreiterin dies „Ach so" hervorbrachte, ärgerte Werner, er sah sie finster an und bat um eine Erklärung dieses vielsagenden Ausrufs.

Was hat mein Ausruf denn so viel gesagt? erwiderte sie, sich an seiner wachsenden Erregung weidend.

Er sprang auf. Ich dulde es nicht, daß in dieser Weise mir gegenüber von einer Dame gesprochen wird, der ich zu unendlichem Dank verpflichtet bin. Sie ist meine Wohlthäterin, und ich verehre sie.

Sidonie dehnte sich behaglich in den Polstern. Du bist sehr dankbar, das ist nett von dir; aber ich glaube, du bist auch etwas eifersüchtig. Und du hast wohl Grund dazu.

Werner war bleich geworden. Es würgte ihn. Du bist schlecht, Sidonie! stieß er hervor. — Sie lächelte verächtlich und schnippte mit den Fingern, es klang wie ein leiser Peitschenschlag. — Da trat er drohend auf sie zu. Du widerrufst das, sage ich dir!

Mit einem jähen Satz fuhr sie auf, faßte den vor ihr Stehenden mit festem Griff bei den Schultern und drückte ihn nieder, bis er vor ihr am Boden kniete. So sehr er sich auch sträubte, er war der Kraft ihrer Arme nicht gewachsen, auch wagte er nicht, sie seinerseits zu packen. Artig, mein Junge, immer artig, kam es triumphierend von ihren Lippen.

Beschämt senkte er den Kopf, da ließ sie von ihm ab. Das nur zur Warnung, Werner. Ich bin keine Zierpuppe. Und wenn du jetzt ruhig zuhören willst, so will ich dir sagen, was ich von meiner theuren Schwester weiß.

Sie nahm wieder in ihrem Sessel Platz und auch Werner ließ sich verwirrt und schwer athmend auf seinem alten Platze nieder. Ich glaube nämlich, daß Hulda jetzt auch das ist, was ihr Mann schon so lange Zeit ist, nämlich verrückt. Sie hat sich von aller Welt zurückgezogen, haust in dem großen Hause ganz allein mit einem Mädchen, bewohnt aber nur ein einziges Zimmer und lebt wie ein Hund. Alle Welt hält sich darüber auf. Aber man munkelt auch, daß sie sich heimlich schadlos halte.

Werner machte eine unsicher tastende Bewegung nach dem Herzen und nach dem Halse. Sidonie hielt inne, sie sah, daß ihren Zuhörer eine Schwäche zu übermannen drohte. Mein Gott, was ist dir denn? rief sie besorgt aus und eilte zu ihm.

Er konnte nicht antworten, der Kopf fiel ihm schwer vornüber. Sie flößte ihm ein Glas Kognak ein und streichelte zärtlich sein Haar, bis er sich etwas erholt hatte. Das habe ich nicht gewußt. Mensch, du bist ja krank, du kannst einem ja Angst machen.

(Fortsetzung folgt.)

Geringe Leute

Roman von Dora Hohlfeld.

(Fortsetzung.)

Elise kam zu sich und erhob die Augen. Ein Strahl, glänzend, gut und schön traf den Redner auf seiner Kanzel, den keine Regung, kein Ton, kein Klang an Elise Brinkmann erinnerten. Und nun suchten Elises Augen ihre Tochter — eine kurze Verständigung zwischen Kind und Mutter — und wieder senkte Elise die Lider, erbleichend und erröthend.

„Vergieb'" hatten ihre Augen Setta Brinkmann gesagt, „sieh', dieser ist es, den ich geliebt habe. Ich wollte seinen Namen ja mit ins Grab nehmen, niemals solltest du erfahren, welches herrlichen und großen Mannes Kind du bist. Vergieb auch, vergieb, mein Kind, daß durch mich dein Leben in Niedrigkeit verläuft. Dieser ist es, der so hoch über uns steht.

Posaunen, Zymbeln und Harfen klingen in Setta Brinkmanns Ohren, singen frohe Lieder und gellen gräßliche Mißtöne. Die Stunde ist gekommen, wo Setta Brinkmann ihre Eltern unter demselben Dache beieinander sieht, die Stunde, die ihr in ihren Kinderjahren der Wind rauschte und die sie im Feuer sah, wenn es seltsame Flammen schlug. Jetzt tanzen wilde Flammen vor Settas Augen, die Mauern des Hauses bewegen sich, die Decke hebt sich hoch, die Gestalten der Menschen schrumpfen klein zusammen, ihr Wort schwindet in der Ferne.

Setta Brinkmann hat sich von der Anklagebank erhoben, groß, schlank, herrlich steht sie hier.

Niemand wunderte es, daß Setta Brinkmann sich zu voller Höhe erhoben hatte, die Richter in schwarzen Talaren an der langen Tafel machen unerklärliche Gesichter, die jungen Referendare dahinter in der stillen Runde sind schmerzlich erbleicht. Agathe Kellheims glaubwürdige Zeugenschaft hat Wandlung und Umschwung geschaffen, die Rede des leidenschaftslosen Staatsanwalts hat eine Stockung und Aenderung erlitten.

Wieder sammelte er Worte zu einer Rede. Da gleiten seine Blicke gleichgültig über die gebrochene Frau mit den gesenkten Augen im Stuhle, da schweifen seine gleichgültigen Blicke über die Erscheinung des blonden Mädchens dahin, dessen Augen große Wogen stolzer Empörung verbreiten. — Die Angeklagte Wilm wird freigesprochen, ihre Seele kann den ewigen Frieden finden, doch diese hier, dieses ungebrochene Mädchen erhält vierzehn Tage Gefängniß wegen nachgewiesener Leichenverweigerung.

Wer weiß, ob Setta Brinkmann dieses Urtheil des Mannes vernommen hat, der vor Gott ihr Vater ist? Sie steht und sieht geradeaus. Sie sieht ganz andere Bilder, wie hier im Saale zu erblicken sind. Und so wenig sie ihr Vater kennt, so gleichgültig ist ihr dieser Mann, den sie hassen konnte, bevor sie diese Stunde erlebte und in die Zukunft schaute. —

Die Herren an der langen Tafel haben sich zur Berathung zurückgezogen und sind zurückgekehrt, sie wünschen das Urtheil des Staatsanwalts gemildert. Die Gerichtsstrafe von 14 Tagen Haft wird von der Untersuchungshaft abgezogen, ist somit bereits verbüßt.

Frei, stolzen Hauptes darf Setta Brinkmann den Saal verlassen — frei von Haß, frei von Verachtung. Was sie erfüllt, ist ein grenzenloses Mitleid. Doch wer würde sich wundern, wenn sie den Mund aufthäte und Worte fände, wie sie Schuhmacher Wilm soeben in seinem verwundeten Stolz erhebt?

Vor der Thür erhebt sich ein Raunen, und ein befriedigtes Flüstern weht aus dem Gange die Stiege hinunter auf die Straße. Kopf an Kopf eine dichtgedrängte Menge. Noch warten hier unten zwei bescheidene Fuhrwerke, mit denen Elise Brinkmann und die Komtesse Agathe Kellheim gefahren kamen. —

Die Leute auf dem Gange bewegen sich nicht. Setta Brinkmann ist soeben vor den Gerichtshof getreten und es kamen ihr diese Worte: „Zeiten werden kommen, wo Frauen über Frauen richten, wo Männer niedersteigen und an ihre Brust schlagen. Ich bin in Zustände gerathen, die in mein Fleisch schneiden sollten, damit andere ohne Wunde bleiben, dazu bin ich ausersehen. Ihr seid mit Blindheit geschlagen, ich bin sehend geworden."

Nun erkannten viele, die da redete, war stellenweise irre in schwerer Nervenerregung.

Viele Hände ergriffen Elise Brinkmanns Stuhl, alle wollten Mutter und Tochter zu ihrem Wagen geleiten. Wie Fürstendiener folgten die uralten Müllers.

Dann erhob sich ein Zuruf aus hundert Kehlen in der Straße, eine ehrfurchtsvolle und freudige Begrüßung, wie sie Königinnen erhalten.

Auch der zweite Wagen wurde dicht umringt; erschrocken führte ein mageres Pferdchen die Komtesse Kellheim und Druffels Line an den Bahnhof. Kam hier nicht die Königin mit ihrem Hofstaat gefahren, die große Thaten zum Heil des Landes verrichtet hatte?

Der Zuruf aus hundert Kehlen nahm zu an Kraft — und dann erklang ein schönes Echo, als das Wägelchen mühsam entschwand — der Chorgesang der Sträflinge drang aus dem Gefängniß in die Abendluft.

Noch weilt Setta Brinkmann hinter den feuchten alten Mauern des Armenhauses, wo sich die Käuzchen glücklich fühlen; Elise Brinkmann hat ihren Platz auf immer verlassen.

Das Bett ist leer, der grüne Sessel ist leer, doch über dem Bette, in dem Sessel, in den blanken Blättern des Epheu, überall liegt der Glanz ihres stillen Wesens, deshalb wird es Setta schwer, diese kalte Kammer zu verlassen, aus der man ihre Mutter hinunter auf den Dorfkirchhof trug, bald nach der Gerichtsverhandlung in der Kreisstadt.

„Der Pfarrer hat Elise in die Erde gelobt," sagten die uralten Müllers. Elises Augen hatten noch immer glänzend Gutes gesprochen, als ihr Mund bereits verstummt war. Wenig Worte redete sie die letzten Tage ihres Lebens. „Sie hat ihrer Tochter als Erbtheil die Versöhnung hinterlassen und die Gleichgültigkeit," sagen die geringen Leute hier.

Setta Brinkmanns Todestrauer ist keine blutende Wunde. Der trostlose Himmel über ihr gleicht ihrer Wehmuth, die sich ausgießt in Erinnerungen, von welchen man nicht lassen kann. Ach, es ist so schön, hier zu den Geringsten und Aermsten zu zählen und dabei doch im Herzen diesen stolzen Drang zu fühlen. —

Ein Gerede wird im Hause laut über das Mädchen, das da oben sitzt und so langsam an das Packen von Betten und Kissen geht. Durch die uralten Müllers, die Elise Brinkmanns letzte Worte vernahmen, ist die Rede von Elise Brinkmanns einzigstem und kurzem Verhältniß auf dieser Erde aufgekommen.

Vielleicht, daß diese Worte zu Elises Erbtheil gehörten und ihrer Tochter das Leben erleichtern sollten. Doch sie nahm sie geringschätzig hin; wenn jemand wagt darüber zu sprechen, verstummt sie.

Ach Gott, es kommt niemand in Setta Brinkmanns Kammer, ohne das Haupt zu entblößen wie in des Doktors Stube. Die Leute kommen und verlangen Hilfe für eine Wunde am Finger oder Schmerzen im Beine. Auch geht niemand im Hofe an Setta vorüber, ohne den Versuch zu einer freundlichen Anrede zu machen, sie ist ja im Gefängniß gewesen, das macht sie hier so viel vertrauter. Die Schmitten und die Welzel, die auf dem Schlosse Zwietracht säten, sitzen in Haft, wo Setta Brinkmann saß. Die Sterz jedoch ist zurückgekehrt, jedermann meidet sie und läßt sie nicht zu Worte kommen.

Nur einmal führte sie, wie gewöhnlich, das große Wort im Hofe, die Aufregung dort war zu groß. Man erzählte sich, Gabriel Lindner würde steckbrieflich verfolgt, viele Personen wären in Mitleidenschaft gerathen. Auch sollte die Lindnern vom Sporkhofe nicht mehr aus dem Hause gehen und die Lindners vom Dielhofe würden Haus und Hof verlassen. Die Sterz wurde abermals fortgeholt und in Untersuchungshaft gebracht. Da wurde das Gerede im Hofe so lange fortgesetzt, bis der Regen leise zu rieseln begann, in mächtigen Massen niederströmte und den Hof überschwemmte.

Dann vernahm man nichts mehr im Hofe, außer dem Geräusch des Regens.

In Wilms Wohnung wurde weder gehämmert noch gleichmäßig gepocht, ein taubes Ehepaar hatte sich dort in aller Ruhe eingenistet, wo der fleißige Schuhmacher das Leben nicht mehr ertragen konnte. Er bezog ein Kämmerchen unten im Dorfe.

Unermüdlich rieselt der Regen und entblettert die Kletterröschen, die von Wilms zu Brinkmanns streben; ganze Büschel duftschwacher Rosen spendete der mißmuthige Rosenstock kürzlich für Elisens Todtenkränze.

Der Sommerregen ist sanft geworden, schwere Blätter wagen sich emporzuheben. Da bewegt sich eine männliche Gestalt, in einen Regenmantel gehüllt, den Schloßberg hinauf. Zögernd geht sie, widerstrebend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pechvogel.

Herr (zum Freunde, der im Gebirge war): „Und da hast du nicht einmal einen Sonnenaufgang dort geseh'n?!"

Freund: „Da hatte ich Pech! Stand so zeitig uff, lauerte egal, uff emal war's taghell . . . . war's Luderchen hinter meinem Rücken uffgegangen!"

Der chirurgische Assistent.

Fremder (nach einer Wirthshausrauferei zum Bader): „Der junge Bauer war wohl Sanitätssoldat, daß Sie ihn beim Nähen und Verbinden helfen lassen?"

„Das nicht; aber er ist auf'm Speicher beim Herrn Grafen — Sackflicker!"

Armuth und Schande Demjenigen, der sich nicht belehren lassen will, heißt es in der Bibel. Was aber soll man von Einem sagen, der Nichts gegen sein Unwohlsein thut, der seine Unverdaulichkeit in Dyspepsie ausarten, Erkältung zur Schwindsucht anwachsen und überhaupt geringe Uebel groß werden läßt, während doch St. Bernard Kräuterpillen, das sichere Heilmittel, bei allen Apothekern zu haben sind. Preis 25 Cents. Um eine Probe kostenfrei zu bekommen, adressire P. Neustaedter & Co., Box 1810, New York City.

Ihr Wunsch.

Skizze von J. Oppen.

Der Sturm jagte die Regentropfen klatschend gegen die Fensterscheiben. Im Herbste duckten sich die Flammen, um von neuem durch einen fahrenden Windstoß sich auf ihren gelben Sohlen hochzurecken und dann wieder in Rauch und Dunst zu vergehen.

Line Kolb hielt plötzlich beim Waschen inne. Sie fuhr sich mit dem nassen Rücken der Hand über die heiße Stirn und seufzte tief auf. Es war beinahe Mitternacht und noch immer konnte sie mit ihrer Arbeit nicht fertig werden. Von Stunde zu Stunde ging es ihr langsamer von der Hand, sie fühlte sich müde und kraftlos. Jetzt nahm sie den vollen Kessel vom Herdfeuer, und während sie eines der dampfenden Wäschestücke nach dem andern mit neuem Eifer bearbeitete und in das Spülfaß warf, horchte sie angestrengt nach dem Flur. Doch es blieb alles still, nur der Sturm und der Regen heulten und klatschten unaufhörlich. Im Hause war es längst dunkel geworden, nur von der Küche der Beletage des Vorderhauses schimmerte ein Licht. Dort arbeiteten die Mädchen und Diener, um die letzten Spuren zu vertilgen, die nach dem großen Essen übrig geblieben waren. Dort hatte man heute die Verlobung der ältesten Tochter gefeiert, und vor kurzem waren die letzten Gäste fortgegangen.

Line Kolbe hatte sich wenig um das Fest im Vorderhause gekümmert, aber die redseligen Nachbarinnen trugen ihr dann und wann Neuigkeiten zu, und da hatte sie denn erfahren, wie die beiden jungen Leute jahrelang um ihr Glück gekämpft, bis die Eltern endlich ihren Segen gegeben hatten. Die Herzensgeschichte hatte sie unwillkürlich an ihre eigene erinnert. Sie wußte nicht, wie lange es her war, daß sie als Hofmädchen in dem gräflichen Gut Finkenau Dienste getan und dort den jungen Kutscher, ihren jetzigen Gatten kennen und lieben gelernt hatte. Wie sie dann beide jahrelang rechtschaffen gearbeitet hatten, jeder an seinem Platz, um so viel zu erübrigen, daß sie sich einen eigenen Herd gründen konnten. Doch Lines Eltern wollten durchaus den Kutscher Kolbe nicht zum Schwiegersohn haben. Sie schalten ihn leichtsinnig und heftig, aber Line hatte sich einmal in die dunkeln Augen ihres Bräutigams vergafft und konnte nicht mehr von ihnen los.

Alle Zweifel und Bedenken, alle Vernunftgründe ließ sie außer acht, und als Kolbe nach dreijähriger Dienstzeit als schmucker Husar heimkam, da wurde das Aufgebot gemacht und wenige Wochen später zog sie mit ihm nach der Hauptstadt. Er hatte dort durch Vermittlung eines Bekannten ein kleines Geschäft gekauft. Sie gingen mit einem tüchtigen Spargroschen mutig und hoffnungsfroh, im Vertrauen auf ihre jungen Kräfte, auf ihre Liebe, in die Stadt. Und anfangs schien's, als ob das Glück mit ihnen gezogen wäre. Nach einem Jahre strampelte vergnügt ein kräftiger Junge in der Wiege, der bunt bemalten, in der auch Line ihre ersten Kinderträume geträumt hatte. Und die jungen Eltern waren glücklich im Besitz des kleinen Schreihalses. Es schien fast, als wüchsen Lines Kräfte mit der neuen Verantwortung und Arbeit, die sie jetzt hatte. Freilich war sie mehr ans Haus gebunden, und es kam häufig vor, daß ihr Mann abends nach getaner Arbeit im Wirtshaus einen Schoppen trank mit ehemaligen Freunden und Regimentskameraden. Anfangs war sie wohl verstimmt darüber und bat ihn, zu Hause zu bleiben, aber dann wurde er heftig, und sie fürchtete, seinen Jähzorn zu wecken. Und da das Geschäft gut ging und er immer pünktlich heimkehrte, so ließ sie ihn, wenn auch bangen Herzens, gehen.

Doch nach und nach verlängerte er seine Anwesenheit im Wirtshaus, und seitdem man ihn als Vorsitzenden in einen Verein gewählt hatte, fand er kein Ende, sondern blieb mit seinen Zechbrüdern bis gegen Morgen bei wüsten Gelagen. Es war daher kein Wunder, daß das Geschäft zurückging, denn Line Kolbe konnte der doppelten Arbeit nicht Herr werden. Zudem klapperte der Storch alljährlich auf dem Dache, und jetzt hatte sie schon vier hungrige Mäuler zu füttern. Weder Schelten, noch Trotz, noch ein Auflehnen half ihr. Kolbe konnte sich von seinen Kneipbrüdern nicht trennen.

Das Geschäft wurde aufgelöst, Kolbe arbeitete in einer Fabrik. Sonnabends kam er überhaupt nicht nach Hause, er vertrank seinen Wochenlohn und fragte nicht, woher die arme Frau Nahrung und Kleidung für die Seinen hernahm.

Line arbeitete mit übermenschlicher Kraft. Vormittag Aufwartstellen und Nachmittag Wäsche. In dem kleinen einfenstrigen Stübchen wohnte eine bucklige Näherin, die während ihrer Abwesenheit die Kinder beobachtete. So vergingen die Tage und die Wochen in freudloser Arbeit und die Abende in Zittern und Bangen vor dem Augenblick, in dem Kolbe heimkam in dem trostlosen Zustande eines völlig Betrunkenen.

Während Line all diese freudlosen Bilder in Gedanken an sich vorüberziehen ließ, schafften ihre müden Hände eifrig. Endlich war das letzte Stück im Spülwasser, die Küche blank gekehrt. Sie nahm die kleine Petroleumlampe von der Wand und huschte leise ins Zimmer, um sich auf das Sofa zu betten und ein wenig auszuruhen.

Die Kinder schliefen friedlich, der Regen und Sturm hatte sie nicht geweckt. Mit erleichtertem Aufatmen bettete sie sich halb entkleidet in die spärlichen Kissen ihrer harten Lagerstatt.

Ihre Gedanken hielten sie noch wach. Sie sah noch den Lichtschein in der herrschaftlichen Küche und immer noch folgte sie in Gedanken denen, die das Fest heute gefeiert hatten. Was mochte ihnen die Zukunft bringen? War sie nicht auch die Glücklichste gewesen, die Stolzeste und wähnte sie sich nicht die Geliebteste, und jetzt?

Kein wärmeres Empfinden regte sich mehr in ihrem Herzen für den Gatten, ja ein Ekel, ein Haß stieg gegen ihn in ihr auf, wenn sie an sein Kommen dachte. Sein einmals hübsches Gesicht war aufgedunsen, ungesund rot gefärbt, seine Augen stierten sie verglast an und ein häßlicher Dunst erfüllte die winzige Schlafkammer, sobald er eintrat. Unter seinen rohen Reden wand sie sich wie unter Peitschenhieben, und wagte dennoch nicht, zu antworten. Und entschlüpfte ihr einmal ein Wort, dann schlug er sie in sinnloser Wut, daß sie tagelang die Merkmale an ihrem verarbeiteten müden Körper fühlte. Und so sollte das weitergehen, immer weiter? Lines müde Augen blickten trostlos ins Leere.

Die Kinder begriffen schon jetzt, daß der Vater nicht rechte Wege ging und hielten sich scheu von ihm fern. Was würde erst später aus all dem werden?

Ihre Hände krampften sich ineinander. Die ganze Trostlosigkeit ihres Daseins stand ihr plötzlich vor Augen, und unwillkürlich entfloh ihr seufzend der Gedanke: wenn er nicht mehr heimkäme, wenn er in seinem Rausch dahinginge ahnungslos und sie befreit wäre von all dem Leid, von all der Schmach und all dem Ekel, wenn — — Sie würde von neuem arbeiten, mutiger, sie würde versuchen, ihre Kinder zu rechtschaffenen Menschen zu erziehen, und endlich Frieden haben, befreit sein von der furchtbaren Angst und Not, die sie jetzt drückte.

Auf Lines Stirn trat kalter Schweiß. Sie wickelte sich fester in die Decke, es fröstelte sie. Plötzlich verschwand das Licht, ihre müden Augen schlossen sich, bleierner Schlaf erlöste sie von ihren trüben Gedanken.

Line träumte, sie war auf dem Gute des Grafen Finkenau und huschte geschäftig über die breiten teppichbelegten Stufen, durch die langen mit Geweihen und uralten geschnitzten Schränken geschmückten Hallen. Sie hatte es immer eilig, aber da fühlte sie sich plötzlich von zwei starken Armen umfangen. Sie fühlte einen Kuß auf ihren Lippen und noch einen und wieder einen, bis sie sich geschickt aus der Umschlingung loswand und lachend forteilte. Er hatte sie immer zu finden gewußt, immer und sie war ihm nicht ausgewichen.

Maienzeit und Liebestraum, was ist so süß wie Du.

Die Schläferin fuhr plötzlich auf, sie hörte draußen einen dumpfen Fall. Im Zimmer war es völlig Nacht, doch im nächsten Augenblick stand sie in der Mitte des Zimmers, angstvoll lauschend. Da hörte sie ein Aechzen, ein Stöhnen, ihre zitternden Hände vermochten kaum die kleine Lampe zu entzünden. Wankend schritt sie in den Korridor. Es war alles still. Da sah sie zu ihrem Entsetzen, daß das kleine Lämpchen an der Stelle fehlte, das sie jeden Abend anzuzünden pflegte, um dem Mann den Heimweg zu erleichtern. Heute hatte sie es vergessen, zum erstenmal, war das Absicht gewesen? War das Zufall? Ihr Herzschlag stockte. Sie flog die Treppe herunter, der Docht der Lampe schwelte. Da sah sie unten eine dunkle unförmige Masse. Sie stellte die Lampe hin, sie tastete näher, ihre Augen schienen aus den Höhlen zu quellen, ihre zitternden Hände versuchten den schweren Körper aufzurichten. Jetzt hatte sie ihn ein wenig aus seiner Lage gebracht, und sah entsetzt in das blutüberströmte Gesicht des Gatten, der scheinbar bewußtlos war.

Nun flog sie die Treppe herauf, klopfte an die Tür ihrer Nachbarin. In wenigen Worten erklärte sie ihr, was geschehen war, und beide Frauen bemühten sich mit Hingebung all ihrer Kräfte, den Bewußtlosen hinaufzubringen und auf sein Bett zu legen.

Die Stunden, die bis zum Eintritt des Arztes vergingen, waren Line eine qualvolle Ewigkeit. Blaß und zitternd stand sie neben dem Bette, ratlos, während das alte Fräulein die Kinder in ihr Zimmer nahm, um für sie zu sorgen und sie in Ruhe zu halten. Dabei murmelte sie immer: wenn er nur tot wäre, daß die arme Frau endlich Ruhe hätte.

Man hatte Kolbe ins Krankenhaus gebracht. Die Verletzungen, die er sich zugezogen hatte, waren wohl schwer, aber nicht lebensgefährlich.

Line atmete erleichtert auf. Vielleicht würde nun dennoch alles gut werden, vielleicht — —.

Nach Wochen sagte man ihr, daß Kolbe lebenslang ein Krüppel bleiben würde. Sie nahm es ruhig und gefaßt entgegen.

Im Hause arbeitete sie noch angestrengter, noch emsiger, und jeden Sonntag zog sie sich ihr schwarzes Kleid an und ging ins Krankenhaus, um den Mann zu besuchen. Einmal kehrte sie blasser und stiller heim und antwortete ihrer getreuen Stubennachbarin kaum auf alle Fragen, die diese an sie richtete, so daß sich das alte Fräulein recht gekränkt in ihr Kämmerchen zurückzog und eifrig mit der Maschine zu rasseln begann, um durch Arbeit die ihr angetane Kränkung zu vergessen.

Drinnen hörte sie, wie Line Kisten und Kasten öffnete, ordnete, und endlich klopfte es an ihre Tür und die, blasse Frau kam herein und sagte:

„Wollen Sie für mich einen Gang machen?" Ihre zitternden Hände legten dabei das Sparkassenbuch auf den Tisch. „Ich muß das letzte Geld abheben."

„Das Geld — abheben," rief entsetzt die treue Nachbarin, „wofür?"

„Kolbe kommt heim. Er braucht Krücken und einen Lehnstuhl."

Das alte Fräulein preßte die Lippen zusammen.

„Ach, für den — den hätte . . ."

Line fiel ihr ins Wort. „Nicht weiter. Ich hab zu büßen und an ihm gutzumachen."

„Sie?" fragte erstaunt die Nachbarin und schlug die Hände zusammen.

Da überlief ein Zittern den müden abgezehrten Körper der Frau. Sie lehnte sich an die Schulter der Alten und rief schluchzend:

„Ja, ich bin an allem schuld, ich wünschte ihm damals ach — ach — ich kann es nicht aussprechen. Und nun, nun muß ich büßen dafür, und ich will es auf mich nehmen. Wenn nur alles bleibt, wie es jetzt ist."

Da nahm die Alte schweigend das Buch, hüllte sich in ihr schwarzes Umschlagetuch und ging still hinaus.

Wie Lügen fabrizirt werden. Ein Berichterstatter einer New Yorker Nachrichten-Agentur brachte ein Interview mit Herrn Richard Baren aus Chicago, nach welchem Herr Baren gesagt haben soll, er habe am Abend des 31. Juli in Berlin Unter den Linden mit eigenen Augen gesehen habe, wie zwei in priesterliche Gewandung gekleidete Männer auf den vom königlichen Schloß zu Pferde kommenden deutschen Kronprinzen geschossen hätten und sofort von Soldaten festgenommen worden seien. Der Kronprinz sei an der rechten Hüfte verwundet worden und habe sich nur mit Mühe im Sattel halten können. Der Bericht fügte hinzu, Herr Baren sei, nachdem er diese Geschichte dem Berichterstatter auf dem Pier erzählt habe, verschwunden und seine Adresse sei nicht festzustellen gewesen.

Herr Baren wurde aber doch gefunden, und zwar auf dem Grand Centralbahnhof, als er nach Chicago abfuhr. Er ist Repräsentant mehrerer Chicagoer Firmen in Berlin und fungirt außerdem als Verkäufer für die Steinway Piano Co. Seine Familie weilt in Berlin. Er war auf das Höchste entrüstet, als ihm sein angebliches Interview vorgelesen wurde, und erklärte, es sei ihm nicht im Traum eingefallen, derartigen Unsinn zu reden. Alles, was er dem betreffenden Berichterstatter gesagt habe, sei, er habe von einem Gerücht gehört, daß auf den deutschen Kronprinzen geschossen worden sei, doch könne er nicht sagen, ob es wahr sei oder nicht.

Doch etwas!

Er: „Immer diese großen Rechnungen von den Schneiderinnen! Andere Frauen machen doch ihre Kleider selber; aber Du machst auch gar nichts!"

Sie: „Und Du machst auch gar nichts — oder, was machst denn Du?"

Er: „Ich? . . . Na, erlaube mal, ich mache doch schon seit drei Jahren unserer Ehe — meine Zigaretten selbst!"

Der kleine Musikfreund.

Lehrer: „Hänschen, wenn Du drei von zehn wegnimmst, wieviel bleiben dann?"

Hänschen schweigt.

Lehrer: „Wieviel Finger hast Du an beiden Händen zusammen?"

Hänschen: „Zehn!"

Lehrer: „Richtig! — und wenn drei davon fehlen, was hast Du dann?"

Hänschen (freudig lächelnd): „Keine Klavierstunde!"

Bedingte Zustimmung.

Dame (von einem Tenor schwärmend): „Er malt einfach in Tönen!"

Herr: „Ja — leider in sehr schreienden Farben!"